

„Mein Ziel? Eine Architektur des Alltags“

Der Genfer Architekt Charles Pictet gibt in Stuttgart im Wechselraum mit der Ausstellung „Wunderkammer“ Einblick in sein Schaffen

Die aktuelle Architektur provoziert Verwechslungsgefahr. Ein Gebäude, das in Dubai oder Schanghai eingeweiht wird, könnte ebenso gut in Berlin, New York oder auch in Stuttgart stehen. Der Schweizer Charles Pictet sucht mit einer betont eigenen Formensprache einen Ausweg aus dem Dilemma.

VON MARC NAGEL

Herr Pictet, wie würden Sie selbst Ihre Architektur beschreiben?

Meine Entwürfe sollen immer eine Antwort auf einen Dialog sein. Denn in der Architektur ist alles eine Frage des Dialogs.

Wie meinen Sie das?

Unter Dialog verstehe ich die Auseinandersetzung mit dem Ort, an dem gebaut wird, mit den Menschen und den Aufgaben, für die gebaut wird, und mit der Geschichte von Gebäuden oder Umgebungen. Für einen Anbau an ein altes Gebäude habe ich beispielsweise eine Fachwerkausführung als Fassade gewählt, die ich mit Stein oder Glas gefüllt habe. So habe ich die dort traditionelle Bauweise aufgenommen und modern interpretiert. Das ist für mich beispielsweise eine Antwort auf den Dialog mit der Geschichte des Ortes.

Dann sehen Sie die Wiederholung gefundener Formen eher kritisch?

Genau. Bei mir gibt es keine Duplikate. Ich möchte mit dem, was ich mache, etwas erreichen. Städte, Straßen, Häuser erzählen für mich Geschichten, haben eine eigene Poesie. Das ist es, was ich erreichen will. Und dies ist nur im Dialog mit dem Ort und den Bauherren möglich. So habe ich schon Wohnhäuser in einem gewissen Stil entworfen, weil die zukünftigen Bewohner diesen Stil verkörpern. Ich habe das Haus somit für die Bewohner gemacht. Architektur und ihre Nutzer sind schwer voneinander zu trennen.

Und haben Sie beim Entwerfen Vorbilder?

Natürlich zitiere ich auch mal Le Corbusier oder Arne Jacobsen mit meinen Arbeiten. Was mich aber letztlich am meisten geprägt hat, ist mein eigenes Erleben. Wie schon gesagt, jedes Haus, in dem man lebt, oder jedes Hotelzimmer, in dem man übernachtet, erzählt eine Geschichte. Da ich bereits in rund 20 Häusern, etwa in der Schweiz, in England, Kanada oder Deutschland, gelebt habe, kenne ich also viele Geschichten, die mich inspirieren. Das sind die Quellen, aus denen ich schöpfe. Für mich ist das die Schule des Lebens, und dieser fühle ich mich verpflichtet – viel mehr als irgendeiner Architekturschule.

Sie selbst sprechen im Zusammenhang mit Ihrer Arbeit von der Freiheit der Mittel. Was hat es damit auf sich?

Das soll bedeuten, dass ich an jede neue Aufgabe frei herangehen möchte und mich eben auf den Dialog einlassen will. Es gilt nicht, immer dieselbe Form und das gleiche Konzept zu verwenden, sondern für jede Aufgabe die passende Antwort zu finden, frei zu sein in den Mitteln, die man dafür wählt. Das ist etwas, das ich auch den Studenten, die ich bald in Lausanne unterrichten werde, vermitteln möchte. Das und das Prinzip des Schöpfens aus gemachten Erfahrungen.

Sie werden dort das Fach „Entwerfen“ lehren. Wenn man die Ausstellung so ansieht, scheint sich bei Ihrer Entwurfsarbeit viel um das Modell zu drehen.

Ja, genau, ich bin der Meinung, dass man mit einem Bild oder einem Rendering aus dem Computer nicht erfahren oder erleben kann, wie das Gebäude einmal wird. Das sind gute Mittel, um den Entwurf zu bewerben oder zu präsentieren. Ansonsten sind sie zu flach und zeigen immer nur eine inszenierte, möglichst perfekt ausgeleuchtete Situation, die nichts mit dem Erleben eines Gebäudes zu tun hat. Deshalb ist für mich die Arbeit am Entwurf, das Modell so wichtig. Wir basteln im Büro sozusagen den



Orangerie in Vandœuvres

Foto: Francesca Giovannelli

ganzen Tag an vielen Modellen, wenn wir etwas entwerfen. So kann man sich dem Thema auch besser nähern und sich leichter damit auseinandersetzen. Ein Phänomen, das ich übrigens auch bei meinen Kindern sehe. Wenn sie bei mir im Büro sind, dann schauen sie immer neugierig die Modelle an, und wenn ein neues Modell fertig ist, dann wollen sie es unbedingt sehen.

Wie viele Modelle fertigen Sie dabei pro Entwurf an?

Das ist schwer zu sagen und hängt vom Fortschritt der Arbeit ab. Was aber auf jeden Fall gilt, ist, dass wir jeden Tag an den Modellen arbeiten, sie in verschiedenfarbigen Kartons bauen und so immer wieder die Ideen überprüfen. Modelle erfüllen ja zwei Dinge: Sie sind an sich schön zu betrachten und ermöglichen es auch dem Nichtarchitekten, eine Vorstellung vom fertigen Gebäude oder einer Variante davon zu entwickeln. Und sie dienen dem Architekten dazu, den Grundriss zu entwickeln, ihn zu verändern

und zu überprüfen. Ein richtiges Arbeitsmittel eben.

Apropos Ideen, Sie haben anscheinend viele Ideen für Wohnhäuser, zumindest ist das ein großer Bereich Ihrer Arbeit.

Das stimmt, aber ich habe schon Bürogebäude oder Verwaltungsgebäude entworfen. Ich würde auch an einen Wolkenkratzer oder ein Hotel herangehen. Letztlich reizt mich jede Aufgabe, solange eine Sache gegeben ist: Es muss ein interessanter Dialog möglich sein. Man muss das Gefühl haben, etwas anzutreffen, aus dem man etwas machen kann. Es muss so etwas wie eine Geschichte vorhanden sein.

Geschichten und Geschichte sind wichtig in Ihrer Arbeit. Konnten Sie sich schon mit der Stuttgarter Architekturgeschichte auseinandersetzen?

Ich habe anlässlich der Ausstellung etwas Zeit, mir die Stadt einmal genauer anzusehen und Stuttgart kennenzulernen. Ich hat-

Zur Person

Charles Pictet

- Der Schweizer wurde 1963 in Ankara geboren und lebt in Genf
- 1996 Abschluss des Architekturstudiums in Genf
- In den 1990er Jahren Mitarbeit im Büro von Klaus Theo Brenner in Berlin. Von 1998 bis 2001 realisiert er gemeinsame Projekte mit François Frey
- 2002 gründet Pictet sein eigenes Büro. Zu seinen wichtigen Arbeiten zählen die Orangerie in Vandœuvres, Theater und Kulturzentrum in Collonge-Bellerive. Von September 2010 an unterrichtet er an der Polytechnischen Hochschule in Lausanne
- „Wunderkammer“ – unter diesem Titel sind Projekte Pictets derzeit im Wechselraum des Bunds Deutscher Architekten im Zeppelin-Carré Stuttgart präsent. Die Ausstellung ist bis zum 31. Mai zu sehen, und zwar Di bis Fr 10–13 und 15–18 Uhr, Sa 11–17 Uhr. Der Eintritt ist frei. Am 19. Mai spricht Pictet in der Uni (Keplerstraße 17, Hörsaal 17.01) um 19 Uhr über seine Arbeit



te bisher wenig Zeit, trotzdem ist mir aufgefallen, dass Stuttgart ein paar schöne Gebäude hat. Doch mehr werde ich in den nächsten Tagen erfahren.

Ein zentrales Gebäude ist der Bonatz-Bau des Stuttgarter Hauptbahnhofs. Kennen Sie die Planungen für dessen Umbau in einen Tiefbahnhof und den damit verbundenen Teilabriss der Außenflügel?

Tatsächlich war das schon vor einigen Jahren ein Thema. Deshalb bin ich einmal, als ich in Stuttgart einen kurzen Aufenthalt hatte, losgegangen und habe mir den Bahnhof angesehen. Es handelt sich schließlich um ein berühmtes Gebäude. Die Diskussion über die Planungen bekommen wir in der Schweiz also auch mit, bisher konnte ich mich aber noch nicht sehr tief damit beschäftigen. Einen Teilabriss würde ich aber als Verlust werten, auf jeden Fall.

Nahe des Hauptbahnhofs präsentieren Sie nun Ihre Arbeit im Ausstellungsraum des Bunds Deutscher Architekten. Wie ist die Schau organisiert?

Ich möchte meine Architektur des Alltags präsentieren und aufzeigen, wie ich arbeite. Deshalb hat die Ausstellung eine Art Werkstattcharakter mit vielen Modellen und wenigen Bildern. Ergänzt wird das Ganze mit Grundrissen ausgewählter Projekte, die sehr grafisch sind und zeigen sollen, wie unterschiedlich der Aufbau eines Hauses sein kann. Es ist aber alles so aufgebaut, dass auch Nichtarchitekten die Ausstellung gerne ansehen.

Eine Architektur des Alltags – was bedeutet das für Sie?

Ich bin eben der Überzeugung, dass Architektur keine Standardantworten liefern sollte und nach irgendwelchen Mustern jedes Mal gleich funktioniert. Architektur muss sich am Alltag derer orientieren, die sie benutzen. Das heißt dann beispielsweise, dass ein Grundriss so angelegt ist, dass dadurch nicht schon die Nutzung aller Räume festgelegt wird. Es soll ein alltäglicher Umgang und ein Leben darin möglich sein. Wie beispielsweise bei einem Projekt in der Nähe von Genf, in Frontenex. Dort habe ich eine alte Orangerie saniert und mit einem Anbau versehen. Dabei ist durch den Grundriss lediglich die Nutzung des alten Gebäudes als Wohn- und Essküche vorgegeben. Der Rest ist frei wähl- und nutzbar, was tatsächlich von den Bewohnern auch umgesetzt wird. Organisiert ist das Haus wie eine Schnecke. Die alte Orangerie ist der Schneckenkörper, der neue Anbau das Schneckenhaus. Und wie ein solches entwickelt sich der Grundriss in einer Spiralförmigkeit von außen in die Mitte.